



Leseprobe

Cristina Alger

Das Kartenhaus - Macht ist ein gefährliches Spiel Thriller

»Eindringlich, überzeugend, spannend – und hochaktuell« *Lee Child*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 448

Erscheinungstermin: 08. Juli 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Macht ist ein gefährliches Spiel. Und der Einsatz ist dein Leben

Genf: Als Annabel erfährt, dass ihr Ehemann bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen ist, ist sie am Boden zerstört. Die Umstände sind mysteriös. Was hatte Matthew, der als Banker in Genf arbeitete, in London zu tun? Wer war die junge Frau, die als einzige mit ihm in der Maschine saß? Und warum sagt Annabel niemand die Wahrheit?

Paris: Mitten in der Nacht erhält die Journalistin Marina den Anruf eines Kollegen, der sie bittet, geheime Informationen über eine Schweizer Bank zu beschaffen. Am Morgen nach dem Telefonat ist er tot. Marinas Recherchen führen zu den mächtigsten Männern der Welt und zu einem Flugzeugabsturz in den Alpen ...



Autor

Cristina Alger

Cristina Alger hat einen Abschluss vom Harvard College und der NYU Law School. Bevor sie Autorin wurde, hat sie als Finanzanalystin und als Wirtschaftsanwältin gearbeitet. Sie lebt mit ihrem Ehemann und ihren Kindern in New York.

CRISTINA ALGER hat einen Abschluss vom Harvard College und der NYU Law School. Bevor sie Autorin wurde, hat sie als Finanzanalystin und als Wirtschaftsanwältin gearbeitet. Sie lebt mit ihrem Ehemann und ihren Kindern in New York.

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

Für Jonathan

Prolog

Nur vereinzelt erhielten die Flugzeuge am Londoner RAF Northolt Flughafen Starterlaubnis. Es herrschten heftige Seitenwinde, und der anhaltende Schneeregen reduzierte die Sicht auf null. Northolt verfügte lediglich über eine Startbahn, und die Privatjets stauten sich bereits davor. Es war sechs Uhr morgens. Die Anzahl der Passagiere im Wartebereich war überschaubar, aber darum nicht weniger ungeduldig. Bei den meisten handelte es sich um Geschäftsleute auf dem Weg zu frühen Meetings in Paris, Luxemburg und Berlin. Manche hatten den Flug von ihren Unternehmen gechartert bekommen; andere hingegen besaßen gleich ihren eigenen Jet. Doch all diesen Männern gemeinsam war, dass sie nicht gerne warteten.

Ein Russe namens Popov sorgte für Aufruhr. Er brüllte abwechselnd die Frau hinter dem Schalter und sein Handy an. Doch weder die Dame noch die Person am anderen Ende der Leitung schien ihm die gewünschte Antwort geben zu können, weshalb seine Stimme zunehmend lauter wurde, bis er im gesamten Terminal zu hören war. Seine weibliche Begleitung, eine gelangweilte, gertenschlanke Blondine in Fuchspelzmantel und Sneakern, starrte währenddessen ungerührt auf ihr Handy. Offensichtlich war sie seine cholerischen

Anfälle gewohnt. Alle anderen sahen ihn an. Unauffällig senkten die Wartenden ihre Zeitungen oder drehten sich wie beiläufig zu ihm um. Über 1,90 Meter groß und mindestens 120 Kilogramm schwer, war Alexei Popov kaum zu übersehen, vor allem nicht, wenn er wütend war.

»Ich verstehe durchaus, Sir«, sagte die Frau am Schalter erneut und versuchte, angesichts seines verbalen Trommel-
feuers sachlich und ruhig zu bleiben. »Und ich entschuldige mich für die Unannehmlichkeiten. Aber aus Sicherheitsgründen sind wir dazu angehalten ...«

Popov fluchte auf Russisch und schleuderte sein Handy weg. Die Frau hinter dem Schalter duckte sich, und zwei Sicherheitskräfte eilten herbei, um nach dem Rechten zu sehen. Sogar die Blondine schaute jetzt auf. Sie nahm Popov am Arm und flüsterte ihm etwas ins Ohr, um ihn zu beschwichtigen.

Thomas Jensen saß in einer Ecke des Terminals und betrachtete die Szene mäßig interessiert über die Morgenausgabe seiner *Financial Times* hinweg. Wie alle anderen Passagiere an diesem Morgen trug auch Jensen einen maßgeschneiderten Anzug und hatte einen Aktenkoffer bei sich. Mit seinem akkurat gekämmten silbergrauen Haar und den teuren Slippers sah er genau nach dem aus, was er tatsächlich war: ein Oxford-Absolvent mit profunden Erfahrungen im Finanzwesen und einem entsprechend gut gedeckten Bankkonto. Anders als die meisten anderen Passagiere jedoch war Jensen weder ein Banker noch ein Großindustrieller. Obwohl er sich aus beruflichen Gründen in Northolt aufhielt, war seines ein ganz anderes Geschäft. Er arbeitete für eine Regierungsbehörde, über deren Aufgaben nur eine Handvoll Leute

Bescheid wusste. Der einzige äußere Hinweis darauf, dass es sich bei Jensens Arbeit nicht um einen Schreibtischjob handelte, sondern vielmehr um ein gefährliches und zuweilen sogar brutales Unternehmen, war der unübersehbare charakteristische Knick im Nasenrücken, die ihm mal bei einem Einsatz gebrochen worden war. Auch wenn er schon schlimmere Verletzungen davongetragen hatte, bereitete ihm seine Nase nach wie vor Probleme. Aus diesem Grund trug er ständig ein mit einem Monogramm versehenes Taschentuch bei sich, das er auch jetzt aus der Tasche zog, um sich die Nase abzuwischen, während er weiterhin diskret die anderen Passagiere im Wartesaal im Auge behielt.

Aufgrund der ganzen Aufregung um Popov war Jensen der einzige Passagier, der es bemerkte, als ein Mann und eine Frau rasch den Terminal durchquerten, durch den Ausgang schlüpfen und das Rollfeld betraten. Jensen erhob sich, verstaute das Taschentuch wieder in seiner Tasche und schlenderte an die Fensterfront. Er musterte die zierliche Figur der Frau – die Schultern gegen den Wind hochgezogen, das Haar im Stil von Jackie Onassis mit einem schwarzen Schal verhüllt, der es vor dem Regen schützen sollte. Ihr Begleiter war gut gebaut und überragte sie um eine Kopfgröße. Als der Mann sich umdrehte, erhaschte Jensen einen Blick auf seine Schildpattbrille und das sorgfältig frisierte grau melierte Haar. Während sie an Bord einer Gulfstream G450 gingen, legte er schützend eine Hand auf den Rücken der Frau. Ihre Maschine war die größte und teuerste in Northolt an diesem Morgen. In den Nachrichten würde später stehen, dass sie von einem Piloten mit einem bemerkenswerten Lebenslauf geflogen worden war: Omar Khoury hatte ein Jahrzehnt bei der

Royal Saudi Air Force gedient, bevor er in die Privatwirtschaft wechselte. Er galt als absolut erfahrener, routinierter Pilot, der sich kaum von den suboptimalen Wetterbedingungen beeindrucken lassen würde. Unmittelbar nachdem die Türen des Flugzeugs sich hinter den beiden Passagieren geschlossen hatten, erhielt es auch schon die Starterlaubnis. Und während Popov sich immer noch lautstark über die Verspätungen aufregte, rollte die G450 die Startbahn entlang und verschwand am grauen Himmel.

Sobald der Flieger sich in der Luft befand, faltete Jensen sorgfältig seine Zeitung zusammen und klemmte sie sich unter den Arm. Er ging an Popov vorbei, passierte die Schalter und verließ den Terminal. Eine Limousine erwartete ihn am Ausgang.

Als der Wagen auf die A40 Richtung London bog, klingelte sein Handy.

»Es ist erledigt«, meldete sich Jensen. »Nur eine Maschine ist gestartet, und beide Personen befinden sich an Bord.« Er legte auf, faltete seine Zeitung wieder auseinander und las den Rest der Fahrt schweigend.

Keine Stunde später brach der Funkkontakt zu der G450 ab. Irgendwo über den französischen Alpen verschwand sie einfach vom Radar, als hätte es sie nie gegeben.

Marina

Marina stand auf dem Balkon ihrer Suite im Le Meurice und blickte auf das Lichtermeer von Paris. Die Aussicht war spektakulär, besonders bei Nacht. Im Westen zeichneten sich leuchtend der Eiffelturm und das Roue de Paris vor dem Dunkel des nächtlichen Himmels ab. Auf der anderen Seite der Rue de Rivoli erstreckten sich grün schimmernd die Tuileries, als würden sie von innen erleuchtet. Kurz überlegte Marina, ob sie Grant wecken sollte, ihren Verlobten, damit er mit ihr zusammen die Aussicht genießen konnte. Aber dafür würde noch genügend Zeit sein. Der Urlaub hatte gerade erst begonnen. Sie verwarf den Gedanken und setzte sich an den Tisch, zündete sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug. Es fühlte sich gut an, keinen Gedanken an die Arbeit verschwenden, nicht funktionieren zu müssen, sich nicht mit E-Mails herumzuschlagen, die danach schrien, beantwortet zu werden. Stattdessen konnte sie endlich einmal wieder ein Buch lesen. Oder sich die Nägel machen lassen. Sie könnte aber auch einfach gar nichts tun. Die Nacht gehörte ihr. Und hier in Paris fing sie gerade erst an.

Ihr Handy klingelte und ließ sie aufschrecken. Als sie sah, wer anrief, verspürte sie einen Anflug von Ärger. »Duncan«,

meldete sie sich brüsk. »Wir haben hier schon nach Mitternacht.«

»Hast du schon geschlafen?«

»Nein.«

»Natürlich nicht. Du lebst immer noch nach New Yorker Zeit. Außerdem schläfst du ja gar nicht.«

»Das bedeutet noch lange nicht, dass du das Recht hast, mich während meines ersten Urlaubs seit beinahe zehn Jahren anzurufen.«

»Du musst etwas für mich erledigen.«

Marina schloss gequält die Augen. Das war genau der Grund, warum Grant wollte, dass sie beim *Press*-Magazin kündigte. Sie hatte nicht übertrieben – es stimmte, dass sie in den beinahe zehn Jahren, die sie nun schon für Duncan arbeitete, kein einziges Mal Urlaub genommen hatte. Darüber hinaus hatte sie die meisten Wochenenden und auch an zahllosen Feiertagen gearbeitet. Sie ging zu jeder Tages- und Nachtzeit ans Telefon. Ihre Karriere hatte sie als Duncans Assistentin begonnen. Und heute, neuneinhalb Jahre später, behandelte er sie manchmal immer noch als solche, obwohl sie im Impressum mittlerweile als leitende Redakteurin geführt wurde. Sie war keine vierundzwanzig Stunden fort, und schon wollte er sie wieder für sich in Beschlag nehmen. Es war unglaublich – wenn auch nicht wirklich überraschend.

Marina hatte fest vor zu kündigen. Sie hatte Grant versprochen, es direkt nach der Hochzeit zu tun. Die Gerüchte, dass Grants Vater, James Ellis, für das Präsidentenamt kandidieren wollte, hatten sich bestätigt. Das bedeutete, dass der Wahlkampf in wenigen Wochen auf Hochtouren anlauen würde. Er hatte bereits ein Team an Beratern und Pres-

seagenten zusammengetrommelt. Und das war auch dringend nötig. Als hitzköpfiger New Yorker Milliardär war er nicht unbedingt ein Kandidat des Volkes. Aber sobald die Imageberater in ihre Trickkisten griffen, würde James Ellis' Biografie sich in die Erfolgsgeschichte eines hart arbeitenden Geschäftsmannes verwandeln, in eine ernst zu nehmende, frische Alternative zu Senator Hayden Murphy, dem mutmaßlichen Kandidaten der Demokraten – einem routinierten Insider der Washingtoner Polit-Elite. Zumindest war das der Plan. Murphy, der seit Jahren von Gerüchten über Korruption und Vetternwirtschaft verfolgt wurde, war ein Respekt einflößender, aber mit Makeln behafteter Rivale. Ellis wusste das, und genau darauf setzte er.

Heimlich, still und leise hegte Marina Zweifel, ob ihr künftiger Schwiegervater das Zeug zum künftigen »Anführer der freien Welt« hatte. Sie hatte schon mit ansehen müssen, wie er freundlichen Menschen gegenüber, die den geringsten Fehler begingen, die Beherrschung verloren hatte – einer neuen Haushälterin, die gerade das falsche Tafelwasser in seinem Haus in Southampton eingeräumt, oder einem Chauffeur, der die Ausfahrt zum Teterboro Flughafen in New Jersey verpasst hatte. Sie wusste auch, dass Grant einen beruhigenden Einfluss auf seinen Vater hatte. Grant würde von seinem Job als Investmentbanker zurücktreten, um stattdessen das Familienunternehmen zu übernehmen, während sein Vater sich auf Wahlkampftour begab. In seiner neuen Funktion als Vorsitzender von Ellis Enterprises würde Grant ständig unterwegs sein und von ihr erwarten, dass sie ihn begleitete. Es gab nun einmal Dinge, die man als Ehefrau des Geschäftsführers eines multinationalen Konzerns tun musste. Ganz zu

schweigen von den Erwartungen, die an die Schwiegertochter eines Präsidenten gestellt wurden – vorausgesetzt, dass es dazu kommen sollte. Es war unmöglich, gleichzeitig zu arbeiten und mit Grant Ellis verheiratet zu sein. Es stand außer Frage, was von beidem ihr wichtiger war. Sie musste kündigen. Das war Teil der Abmachung, und auf gewisse Weise hatte sie das von Anfang an gewusst.

Für einen kurzen Moment erwog Marina, auf der Stelle zu kündigen, am Telefon. Es wäre sicherlich gerechtfertigt. Bei der *Press* wurde ohnehin am laufenden Band gekündigt. Duncan war als Chefredakteur für seine schwierige Art berüchtigt; zudem speiste er seine Angestellten mit einem Lohn ab, der sogar noch unter den ohnehin schon dürftigen Branchenstandards lag. Doch es fühlte sich nicht richtig an, einfach so alles hinzuschmeißen. Nach allem, was Duncan für sie getan hatte – nach allem, was sie *gemeinsam* getan hatten –, wollte sie doch zumindest auf anständige Weise kündigen: persönlich. Und zu einem Zeitpunkt, der nicht nur für sie günstig war, sondern auch der Zeitschrift kein Problem bereitete.

»Du bist wirklich unmöglich«, sagte Marina. Dann drückte sie die Zigarette aus und huschte in die Suite zurück, um einen Stift zu holen. »Solltest du nicht eigentlich dein Sabbatical genießen?«

Duncan übergang die Frage. Das Sabbatical war ein sehr heikles Thema, da er sich diese Auszeit nicht freiwillig genommen hatte. Philip Brancusi, der Geschäftsführer der Muttergesellschaft von *Press*, hatte sie ihm verordnet und darauf bestanden, dass Duncan die sechs Wochen nutzte, um ein für alle Mal dem Alkohol zu entsagen. Seine Trink-

gewohnheiten waren zu einem ernststen Problem geworden – eines, von dem alle im Verlagswesen wussten. Alle außer Duncan selbst.

»Hast du was zum Schreiben? Du notierst dir doch alles, ja?«, fragte er.

»Ja, natürlich.«

»Du musst dich für mich mit jemandem treffen. Er kommt aus Luxemburg. Ich weiß nicht, wie lange er Zeit hat, also halte dich bereit. Er wird dir einen USB-Stick geben, den du mir mitbringen sollst. Sei äußerst vorsichtig damit und erzähle niemandem davon.«

»Was soll ich Grant sagen? Dass ich ein Rendezvous mit einem mysteriösen Europäer habe?«

»Wer ist Grant?«

»Sehr witzig.«

»Sag ihm, dass du joggen gehst. Oder dass du dich mit einem alten Freund treffen musst. Er ist ein großer Junge. Er wird es überleben, wenn du mal für eine Dreiviertelstunde verschwindest.« Duncan klang verärgert, was wiederum Marina verärgerte. Wütend drückte sie den Bleistift so stark auf das Papier, dass die Spitze abbrach.

»Verdammt«, murmelte sie und griff nach einem Kugelschreiber.

»Hör zu, ich weiß, dass du genervt bist«, sagte Duncan. »Mir ist klar, dass dir das nicht passt. Aber es ist wirklich wichtig, Marina. Es handelt sich um hochsensibles Material. Meine Quelle vertraut keinen E-Mails, nicht einmal verschlüsselt. Er möchte die Daten persönlich übergeben. Ich wollte letzte Woche selbst nach Genf fliegen, um ihn zu treffen, aber ich glaube, ich werde beschattet.«

Marina unterdrückte den Impuls, die Augen zu verdrehen.
»Von wem?«

Duncan übergang die Frage. »Ich habe ihm gesagt, dass du der einzige Mensch bist, dem ich vertraue.«

»Duncan, hör bitte auf, mir Honig ums Maul zu schmieren. Ich nehme an, du wirst mir nicht sagen, worum genau es geht?«

Duncan schwieg. Im Hintergrund konnte Marina ein Geräusch hören, das sich wie ein Schneepflug anhörte. Sie fragte sich, ob Duncan die Stadt verlassen und sich wieder einmal in seinem Wochenendhaus verkrochen hatte, in dem er zusehends mehr Zeit verbrachte. Es gefiel ihr nicht, wenn er dort war. Er trank dann zu viel und ging zu wenig unter Leute. Wenn Duncan betrunken war, neigte er dazu, ebenso dramatisch wie paranoid zu werden. Und wenn er dramatisch und paranoid wurde, rief er für gewöhnlich Marina an.

»Wir reden, wenn du wieder da bist«, sagte er. »Aber Marina ... es ist endlich so weit. Nach all den Jahren. Ich glaube, wir haben ihn gefunden.«

Marina hielt beim Schreiben inne. »Ihn?«

»Morty Reiss.«

»Lebendig?«

»Sehr lebendig sogar.«

Marina sagte nichts, während sie die enorme Tragweite seiner Worte auf sich wirken ließ. Es war nun acht Jahre her, seit Morty Reiss Selbstmord begangen hatte. Fast auf den Tag genau. Oder, besser gesagt, es war acht Jahre her, seit man Morty Reiss' Auto auf der Tappan Zee Bridge in New York gefunden hatte – mit einem an die Windschutzscheibe geklebten Abschiedsbrief. Einige Tage nach seinem ange-

lichen Selbstmord wurde enthüllt, dass es sich bei Mortys Hedgefonds, RCM, um eines der größten Ponzi-Systeme aller Zeiten handelte, ein hochristkanter Investment-Betrug nach dem Schneeballprinzip. Reiss hatte die Vorzeichen erkannt und war gesprungen – so oder so ähnlich ging die Geschichte. Sein Leichnam allerdings war nie gefunden worden. Anfangs hegten Marina und Duncan denselben Verdacht wie viele andere auch: Reiss hatte seinen Tod vorgetäuscht, um sich mit seinem unrechtmäßig erworbenen Vermögen an ein sonniges Fleckchen Erde ohne Auslieferungsabkommen mit den USA abzusetzen. Von all den Leuten, über die Marina während ihrer Laufbahn bei der *Press* geschrieben hatte, war Reiss vermutlich der gerissenste und zugleich rücksichtsloseste Betrüger, mit dem sie es je zu tun gehabt hatte. In Anbetracht der Tatsache, dass Marina über die illustren Persönlichkeiten der New Yorker High Society schrieb – Wall-Street-Manager, Immobilienmagnaten, Modedesigner, Publizisten –, war das durchaus vielsagend. Falls es irgendetwas gab, der clever genug war, um spurlos mit seinem ganzen Geld abzutauchen, dann Reiss.

Reiss war brillant – um nicht zu sagen, brillanter, als die Polizei erlaubte –, doch letztlich liefen alle Ponzi-Systeme zwangsweise auf ihren Kollaps zu; und genau das war es, was Marina an der RCM-Affäre nie ganz losließ. Insidergeschäfte, Veruntreuung ... damit konnte nun wirklich jeder durchkommen, der sich clever genug anstellte. Nimm das Geld und schau, dass du dich schnellstmöglich aus dem Staub machst. Doch Ponzi-Systeme erforderten ein endloses Aufgebot an Investoren, ohne die das ganze System wie ein Kartenhaus in sich zusammenfiel. Warum also hätte Reiss sich für

ein Verbrechen ohne Ende entscheiden sollen? Dafür schien er eigentlich zu schlau. Es sei denn natürlich, er hätte von Anfang an vorgehabt, seinen Tod vorzutäuschen.

Falls dem so war, musste Marina es ihm tatsächlich lassen: Reiss war möglicherweise der durchtriebenste Finanzverbrecher aller Zeiten.

Doch als es im Verlauf der Jahre keinerlei Nachrichten oder Spuren von Reiss gab, verblassten ihre Zweifel allmählich, und sie begann, die Tatsachen zu akzeptieren. War es einem Mann wie Reiss – dessen Gesicht monatelang rund um den Globus über die Fernsehbildschirme geflackert war – wirklich möglich, einfach so zu verschwinden? Marina konnte es sich nicht vorstellen. Es schien ihr zu unplausibel, um nicht zu sagen fantastisch. Der Plot für einen Hollywoodfilm, nicht Gegenstand seriöser Berichterstattung. Ja, Reiss war ausgefuchst, aber eben auch nur ein Mensch. Vielleicht hatten Gier und Hybris ihn am Ende doch das Leben gekostet.

Während Marinas Interesse an Morty Reiss schwand, entwickelte sich das von Duncan Sander zu einer ausgewachsenen Obsession. Nachdem sie den ersten Artikel zum RCM-Fall noch gemeinsam verfasst hatten, ging Duncan dazu über, im Alleingang eine ganze Serie von Berichten über Reiss und seinen Komplizen, Carter Darling, zu schreiben. Seine Theorien zu Reiss' Aufenthaltsort wurden nicht nur zusehends abstruser, sondern entbehrten auch jeglicher Grundlage, bis Marina schon fürchtete, Duncans fixe Idee könnte seinem Ruf als seriöser Journalist irreparablen Schaden zugefügt haben. Und tatsächlich hatte sie ihn vor sechs Monaten beinahe um seine Karriere gebracht, als er im Frühstücksfernsehen behauptete, Reiss habe mehrere hundert Millionen Dollar

auf einem Konto der Caribbean International Bank auf den Kaimaninseln liegen. Und die US-Behörden, so insistierte er, würden wegsehen, da ein Kreis hochkarätiger Politiker, die ebenfalls ganz zufällig Millionen von Dollars auf Nummernkonten liegen hatten, die Bank beschützten. Das Interview sorgte für Aufsehen, und das nicht nur aufgrund seiner Aussagen, sondern vor allem aufgrund seines ganzen Auftritts. Die verwaschene, schleppende Sprache in Kombination mit dem verschwitzten, ungepflegten Äußeren war den Zuschauern nicht entgangen. Und schon bald hieß es, Duncan Sander befände sich auf dem besten Weg zu einem öffentlichen Zusammenbruch. Die Caribbean International Bank drohte nicht nur damit, Duncan vor Gericht zu zerren, sondern darüber hinaus, die *Press* und ihre Muttergesellschaft, Merchant Publications, zu verklagen. Unter dem Druck des Geschäftsführers Brancusi veröffentlichte Duncan hastig einen offiziellen Widerruf. Dann verkündete er mit großem Trara seinen Entschluss, sich in eine Entzugsklinik im Norden Connecticut zu begeben, wo er mehre Wochen damit verbrachte, auszunüchtern und sein verletztes Ego zu pflegen. Soweit Marina sagen konnte, hatte der Entzug Duncan nicht wirklich geholfen, von der Flasche wegzukommen, aber ihm zumindest eine Begnadigung seitens der *Press* erwirkt, und so war er einen Monat später an seinen Schreibtisch zurückgekehrt.

Momentan befand er sich auf seinem zweiten Entzug, und Marina wusste, dass dies seine letzte Chance bei Brancusi war. Er hatte Duncan ein klares Ultimatum gestellt: entweder ein für alle Mal dem Alkohol entsagen und arbeitsfähig wieder antanzen ... oder sich nie wieder blicken lassen. Duncan konnte sich keinen weiteren Fehltritt leisten. Sollte er ein

weiteres Mal danebenliegen, so würde Brancusi seinen Kopf rollen lassen.

»Duncan, kannst du das beweisen? Das wirst du nämlich müssen. Wir können unmöglich noch einmal ...« Marina brach abrupt ab, sie wollte den Satz nicht beenden. Duncan mochte es nicht, wenn man ihn an das Interview oder sein Alkoholproblem erinnerte – genau genommen wollte er an keinen Fehler erinnert werden, den er jemals begangen hatte. Aus diesem Grund hatten sie nie darüber gesprochen, außer in ganz vagen Andeutungen.

»Ja, diesmal kann ich es. Er hat mehr als siebzig Millionen bei der Swiss United gebunkert.«

Marina notierte sich *Swiss United* und unterstrich es. »Swiss United. Also nicht die Caribbean International«, sagte sie und gab sich Mühe, nicht allzu skeptisch zu klingen.

»Nein. Und genau darum geht es. Das Geld *war* dort. Ich lag richtig mit meiner Einschätzung. Aber er hat es transferiert. Kurz bevor ich das Interview gegeben habe.«

»Und du hast Beweise dafür? Kontoauszüge oder Ähnliches?«

»Meine Quelle hat sie. Hör zu, Marina, das ist die wichtigste Story unserer Karrieren.«

Marina zuckte zusammen, als sie eine Hand auf ihrer Schulter spürte. Hinter ihr stand Grant und sah sie verlegen ein.

»Hey«, flüsterte er. »Ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Ich muss auflegen«, sagte Marina zu Duncan. »Wir reden später weiter.«

»Ist Grant da?«

»Ja.«

»Okay. Ich rufe dich morgen an, wenn ich Näheres zur Übergabe weiß.«

»In Ordnung. Gute Nacht, Duncan.«

»Entschuldige«, sagte Grant und küsste Marina auf den Scheitel, als sie das Handy weglegte. »Ich habe deine Stimme gehört und gehofft, du würdest den Zimmerservice anrufen. Ich bin am Verhungern.«

Marina lachte. »Nein, aber ich kann gerne noch anrufen. Worauf hast du Lust?«

»Mal schauen.« Grant griff über sie hinweg nach der Speisekarte. »Mit wem hast du da telefoniert?«

»Duncan.«

»Was wollte er?«

»Er arbeitet an einer Story. Ich soll ihm helfen.«

Grant blickte von der Speisekarte auf. »Ich hoffe, du hast Nein gesagt.«

»Natürlich habe ich Nein gesagt.«

»Sollte er nicht eigentlich auf Entzug sein?«

»Sabbatical.«

»Wie auch immer. Es ist jedenfalls völlig daneben, dich im Urlaub anzurufen, und dazu noch mitten in der Nacht.«

»Ich glaube, er war einfach nur aufgeregt.«

Grant schüttelte den Kopf. »Er kennt einfach keine Grenzen.«

Marina seufzte. »Ich weiß. Mich ärgert sein Benehmen ja auch. Aber du musst auch die andere Seite sehen: Ohne Duncan wäre ich nie Journalistin geworden. Als ich bei der *Press* anfang, wollte ich, ehrlich gesagt, nur bei einem Modemagazin arbeiten, weil ich dachte, es würde cool klingen. Ich dachte, ich würde auf schicke Partys gehen, Designerklamotten

anprobieren und wichtige Leute treffen. Aber Duncan hat mich mehr in mir gesehen. Und er hat mehr von mir erwartet. Als wir an der Story über die Darlings arbeiteten, hat er mich wie seine Kollegin behandelt, nicht wie seine zweiundzwanzigjährige Assistentin. Er hat mich wirklich in die Arbeit mit einbezogen. Und als wir damit fertig waren, hat er mich als Co-Autorin angeführt. Also, ja, er treibt mich manchmal in den Wahnsinn. Oft sogar. Aber ich habe ihm auch meine Karriere zu verdanken.«

Grant griff nach Marinas Hand. Sie verschränkten ihre Finger und lächelten. »Es tut mir leid«, sagte er. »Ich versuche nur, dich zu beschützen.«

»Und das finde ich auch wirklich süß von dir.«

Grant runzelte die Stirn. »Und sexy?«

»Extrem sexy.«

»Ist es auch sexy, wenn ich mir jetzt einen doppelten Cheeseburger mit Bacon und Pommes bestelle?«

»Unbeschreiblich sexy.«

»Es wird mindestens eine halbe Stunde dauern, bis der Zimmerservice aufkreuzt. Hast du Lust, mir im Schlafzimmer Gesellschaft zu leisten, während ich auf meinen Mitternachtsimbiss warte?«

»Bestell mir doch gleich Pommes mit, okay? Ich bin ein Einzelkind. Ich bin nicht gut im Teilen.«

»Ich auch nicht. Aber versprich mir etwas.«

»Alles.« Marina schlang ihre Arme um Grants Nacken und lächelte zu ihm hinauf.

»Versprich mir, dass ich dich auf diesem Trip nicht teilen muss. Wir haben nur diese paar Tage. Ich möchte einfach nur abschalten und die Zeit zu zweit genießen.«

Marina nickte. »Mmhmm«, machte sie und streckte sich, um ihn zu küssen. Sie spürte Grants Hände, die ihren Po umfingen. Plötzlich hob er sie hoch, und sie schlang die Beine um seine Hüften. »Ich verspreche es«, murmelte sie, als er sie ins Bett trug.

Annabel

Matthew Werner war spät dran. Seine Frau Annabel saß alleine auf der Veranda ihrer Wohnung in Genf; sie trug ein schwarzes Cocktailkleid unter dem langen Zobelmantel, den Matthew ihr ganz zu Anfang gekauft hatte, als sie in die Schweiz gezogen waren. Ein Friseur auf dem Cours de Rive hatte ihr kastanienbraunes Haar in einem glatten Knoten gebändigt. Ihre Schuhe – Pumps mit 12-Zentimeter-Ab-sätzen, die sie sich wider besseres Wissen in einer Boutique in der Rue du Rhône hatte aufschwätzen lassen – drückten an den Ballen. Im Spiegel der Umkleide allerdings hatten die Schuhe ihre Beine endlos lang und schlank erscheinen lassen. Zwei schwarze Satinbänder schlangen sich von den Fersen ausgehend um ihre Fesseln zu den unteren Waden hinauf, was ihr das Aussehen einer Ballerina auf Zehenspitzen verlieh. Zu ihrer Zeit in New York hätte sie Schuhe dieser Art vielleicht im Schaufenster bewundert. Aber sie hätte den Laden nicht betreten. Und ganz sicher hätte sie die Schuhe nicht gekauft. Dafür waren sie schlicht zu unpraktisch, zu teuer. In New York trug Annabel meist flache Schuhe oder Keilabsätze mit abgerundeten Spitzen, die dafür gedacht waren, den ganzen Tag darin zu verbringen. Damals, in New York, hatte sie schließlich auch noch gearbeitet. Sie hatte die

U-Bahn genommen, statt sich von einem Fahrer herumchauffieren zu lassen. Sie hatte kein Geld für Schuhe ausgegeben, die einen Wochenlohn kosteten. Hier in Genf jedoch unterschrieb sie die Quittung, ohne überhaupt einen Blick auf das Preisschild geworfen zu haben.

Als sie nach Hause gekommen war, musste sie feststellen, dass sie in den Schuhen kaum laufen konnte. Im grellen Licht ihres Ankleideraums sah die Schnürung geradezu melodramatisch aus. Sie war sich nicht sicher, ob sie wie die Frau eines Bankers aussah oder doch eher wie eine Edelkurtisane. Allerdings kauften die Ehefrauen der anderen Banker ebenfalls in besagter Boutique ein. Sie sahen alle gleich aus, kleideten sich alle gleich und gingen auch zusammen zum Tennis. Manchmal hatte Annabel das Gefühl, als habe sie bei ihrer Ankunft in Genf ein wichtiges Briefing verpasst – Thema: *Wie Sie die Frau eines Bankers werden*. Die meisten der anderen Frauen waren höflich, aber distanziert. Nachdem sie anfangs mit Essenseinladungen überhäuft worden war, hörte Annabel schon bald nichts mehr von ihnen. Bei geschäftlichen Veranstaltungen und Partys begegneten sie ihr natürlich freundlich, aber es schien doch, als begriffen sie – ebenso wie Annabel selbst –, dass sie nicht zu ihnen passte. Annabel hatte beschlossen, dass ihr das nichts ausmachte. Die meisten der anderen Ehefrauen wollten sich ohnehin nur über Pariser Modeschauen, ihre Landhäuser oder den letzten Wochenendtrip nach Sardinien unterhalten. Und sie putzten sich zu jedem Anlass heraus, sogar für einen zwanglosen Brunch am Wochenende. Natürlich wäre es hier und da schön gewesen dazuzugehören, aber an den meisten Tagen war Annabel voll auf zufrieden damit, allein durch Museen zu schweifen, sich

mit einem Buch in ein Café zu setzen und früh zu Bett zu gehen. Wohltätigkeitsbälle und festliche Abendessen übten keinerlei Reiz auf sie aus. Und Tennis hatte sie ohnehin schon immer gehasst.

Die Schuhe waren so teuer gewesen, dass sie es nicht übers Herz brachte, sie nicht zu tragen. Wenigstens einmal musste sie es wagen. Annabel hoffte, dass sie auch so teuer aussahen, wie sie es waren. Matthew liebte es, sie in exklusiven Kleidungsstücken zu sehen. Das sei der Grund, warum er so hart arbeitete, sagte er häufig. Er liebte es, mit ihr anzugeben.

Für den Moment jedoch hatte Annabel genug von den Schuhen, löste die Bänder und befreite ihre Füße von den Fesseln. Sie winkelte die Beine an und zog die Waden an ihre schlanken Schenkel, um sie warm zu halten. Sie war versucht, sich eine Zigarette anzuzünden, um die Kälte zu vertreiben, verkniiff es sich jedoch. Matthew würde sauer, wenn er davon erführe. Nach allem, was er wusste, hatte Annabel seit New York keine Zigarette mehr angerührt. In Wahrheit jedoch hielt sie ein Päckchen im Wohnzimmer hinter ihren Kunstbänden versteckt. Da Matthew nie auch nur einen Blick hineinwarf, bestand für Annabel kein Risiko aufzufliegen. Kunst hatte Matthew noch nie interessiert – es sei denn, sie war die Investition eines Kunden. Und dann war es eben auch nur das: eine Investition, eine Geldanlage. Annabel gestattete sich hier und da eine Zigarette – gelegentlich auch zwei –, aber nur, wenn Matthew über Nacht weg war. In letzter Zeit war dies häufiger der Fall.

Von der Terrasse aus konnte Annabel das leise Rumpeln der Straßenbahn unter ihr hören, das *klopp, klopp, klopp* der Touristenkutschen auf dem Kopfsteinpflaster. Normaler-

weise empfand sie diese Geräuschkulisse als beruhigend. Nicht so heute. Sie war zu nervös. Sie blickte zum stahlgrauen Himmel empor und fragte sich, wann es wohl zu schneien beginnen würde. Schon seit Tagen war schlechtes Wetter angekündigt. Sie wünschte sich, Matthew wäre da. Ohne ihn fühlte die Wohnung sich eher wie ein Hotel als ein Zuhause an. Ein luxuriöses Hotel zwar, aber eben doch nur ein Hotel. Die Wohnung war immer noch mit den anthrazitfarbenen Sofas, den Seidenkissen mit dem Ikat-Muster und Glastischen ausgestattet, die bei ihrem Einzug schon darin gewesen waren. Elegant, aber unpersönlich. Immerhin war es eine Firmenwohnung der Swiss United, die weit unter dem Marktpreis an Mitarbeiter vermietet wurde. Nur eine von vielen Annehmlichkeiten, die Matthews Job mit sich brachte. In den letzten zwei Jahren hatte Annabel der Wohnung hier und da eine persönliche Note verliehen. So hing etwa eines ihrer Gemälde im Wohnzimmer – eine impressionistische Stadtansicht von Florenz, die sie Matthew geschenkt hatte, um ihn an ihre Flitterwochen zu erinnern. In den Regalen stapelten sich ihre Bücher. Obwohl Matthew ihr versichert hatte, dass es nicht nötig sei, hatte sie ihre Bettbezüge aus New York mitgebracht – makellose weiße Baumwolle mit taubengrauen Bordüren. Ein *W* auf jedes Kissen gestickt, dazu die passenden Handtücher. Sie vermittelten ihr das Gefühl, etwas mehr zu Hause zu sein. Anfangs hatte sie noch überall Fotografien aufgestellt – auf den Beistelltischen, in den Bücherregalen, auf dem Kaminsims: Annabel und Matthew, die sich auf dem Rücksitz des Oldtimer-Taxis küssen, das sie von der Hochzeit in Tribeca in die Flitterwochen gebracht hatte. Ein anderes, auf dem sie zusammen Hummer zubereiteten, in

dem windschiefen Strandhaus in Montauk, das sie im Sommer vor ihrem Umzug gemietet hatten. Annabel im Kreis ihrer Freunde bei der Eröffnung ihrer ersten Galerie. In der Zwischenzeit hatte sie die meisten Fotos wieder weggepackt. Anfangs hatte sie geglaubt, der Anblick würde ihr helfen, das Heimweh zu lindern. Doch das Gegenteil war der Fall. Wenn sie die Bilder betrachtete, fühlte sie sich einfach nur schrecklich einsam. Und so kam es, dass sie eines Abends, als Matthew wieder länger im Büro war, eine Flasche Wein trank und in einem Anfall die gerahmten Fotos wieder in Luftpolsterfolie verpackte und sie im obersten Fach ihres Kleiderschranks verstaute.

Danach versuchte Annabel, sie durch aktuellere Bilder ihres neuen Lebens hier in Genf zu ersetzen, aber sie hatte kaum welche. Matthew war unter der Woche so viel unterwegs, dass er freitags, wenn möglich, zu Hause blieb, um sich zu erholen oder im Fitnessraum auszuworken. Ab und zu musste Matthew einen Kunden an einem spannenden, reizvollen Ort wie Madrid, Berlin oder Südfrankreich besuchen; dann nutzte Annabel die Gelegenheit, um ihn zu begleiten. Trotzdem blieben es natürlich Geschäftsreisen, sodass sie Matthew nicht viel zu Gesicht bekam. Zu Annabels dreißigstem Geburtstag waren sie nach Venedig gefahren, aber Matthew hatte die meiste Zeit mit einem hysterischen Kunden am Telefon verbracht, der sich in einem hässlichen Scheidungsprozess befand. Und so war Annabel alleine durch die Straßen gewandert, und die einzigen Fotos, die sie dabei schoss, waren die von einer *Gelateria*, die ihr Freund Julian ihr empfohlen hatte, und von einem Taubenschwarm auf dem Markusplatz. Sie waren ein paarmal Ski fahren gewesen, in

der Regel in Zermatt, wo die Swiss United eine Berghütte für die leitenden Bankangestellten unterhielt, doch da waren immer Kollegen von Matthew dabei gewesen. Die meisten davon waren erfahrene Skifahrer, die es, ähnlich wie Matthew, kaum erwarten konnten, die schwarze Piste zu nehmen oder gleich abseits der markierten Routen zu fahren und sich im Heliskiing zu versuchen. Da sie kein Klotz am Bein sein wollte, ließ sie Matthew alleine losziehen und belegte stattdessen einen Kurs auf dem Idiotenhügel oder machte es sich mit einem Buch vor dem offenen Kamin gemütlich. Doch es hatte wenig Sinn, Fotos davon zu machen.

Als sie nach Genf gekommen waren, hatten sie zwei Jahre bleiben wollen. Die Idee war gewesen, in dieser Zeit Geld anzuhäufen, um im Anschluss nach New York zurückzukehren, sich dort eine Wohnung zu kaufen und es noch einmal mit der Gründung einer Familie zu versuchen. Bei ihrer Ankunft war Annabel gerade einmal achtundzwanzig gewesen; Matthew dreiunddreißig. Sie hatten noch alle Zeit der Welt. Es würde ein Abenteuer werden, sagte er. Eine Art verlängerter Urlaub. Venedig, Prag, Paris, Brügge – es gab so viele romantische Orte, die nur einen kurzen Flug oder eine Zugfahrt entfernt waren. Sie hätten die bedeutendsten Kunstsammlungen der Welt praktisch vor der Haustür. Annabel könnte ihre Sprachkenntnisse auffrischen. Ihr Französisch war gut, aber etwas eingerostet. Ihr Deutsch hingegen – eine nützliche Sprache im Kunstgeschäft – eher leidlich und verbesserungsbedürftig. Matthew würde ihr das Skifahren beibringen. Sie könnten Kochkurse oder Weinseminare belegen. Sie würden Fondue essen. Da es sich um nur zwei Jahre handelte, hatte Annabel sich nicht um einen Job bemüht.

Eine Arbeitserlaubnis zu bekommen, konnte Monate dauern. Wenn man nicht gerade bei einem weltweit agierenden Unternehmen angestellt war, war es ein kompliziertes Verfahren. Außerdem würde Matthew ohnehin hart genug für sie beide arbeiten. Es war ihm lieber, wenn sie nicht arbeitete, damit sie ihre Freizeit zusammen verbringen konnten. Es war keineswegs so, dass er sie darum gebeten hatte, ihren Job für immer aufzugeben, es war eher eine vorübergehende Lösung. So wie alles hier vorübergehend war.

Natürlich war nicht alles schlecht gewesen. Manches an ihrem Leben in Genf war wundervoll. Die großzügige Wohnung. Die Schönheit der Schweizer Landschaft. Manchmal kam Matthew gut gelaunt nach Hause, und Annabel fiel wieder ein, warum sie sich einst Hals über Kopf in ihn verliebt hatte. Dann führte er sie zum Abendessen in erlesene Restaurants aus. War aufmerksam und fürsorglich. Brachte sie zum Lachen. Gemeinsam betrachteten sie die Sonnenuntergänge über dem Genfer See und sprachen über Kunstausstellungen, die sie besuchen wollte, oder Bücher, die sie gerade las. Sie schwelgten in Erinnerungen an ihre Freunde zu Hause in New York. Sie zündeten Kerzen auf der Terrasse an, tranken Wein und spielten Scrabble. An Abenden wie diesen, an denen Matthew nicht nur anwesend, sondern wirklich *da* war, glaubte Annabel, dass es ihr gelingen könnte, Genf lieben zu lernen. Das Heimweh verflog, um einem Gefühl gelassener, tief empfundener Wertschätzung für diese so schöne und geschichtsträchtige Stadt zu weichen.

Und dann war da noch das Geld. In New York hatte Annabel keinerlei Ansprüche gestellt. Matthew verdiente mehr, als sie sich je hätte träumen lassen, und sie selbst war in einem

kleinen Arbeiterstädtchen im Hinterland des Staates New York aufgewachsen. Doch hier nahmen ihre Bankkonten bemerkenswert schnell zu. Und jeden Monat kam mehr hinzu. Das viele Geld erfüllte Matthew mit Stolz, und im Gegenzug war Annabel stolz auf ihn. Außerdem stellte sie fest, dass sie es durchaus schätzte, Geld zu haben. Plötzlich konnte sie sich Dinge leisten, die sie früher nie auch nur in Betracht gezogen hätte. Wie zum Beispiel die Schuhe. Ein spontaner dekadenter Restaurantbesuch, alleine an einem Mittwochmittag. Ein Friseurbesuch, wann immer ihr danach war. Über ausreichend Geld zu verfügen, bescherte Annabel eine Sorglosigkeit, die sie bisher nie gekannt hatte. Sie verglich keine Preisschilder mehr oder erschrak, wenn sie die Kreditkartenabrechnung bekam. Schließlich gab es mehr als genug.

Mit dem Geldsegen kamen auch mehr Geschenke. Matthew hatte immer schon ein wundervolles Gespür für Aufmerksamkeiten gehabt – es gehörte zu den Seiten an ihm, die Annabel so sehr liebte. Es ging dabei nicht um Extravaganzen. Matthew machte sich Gedanken. Er erinnerte sich an Dinge. Meist schrieb er ihr morgens kleine Nachrichten und versteckte sie an Orten, wo Annabel sie ganz sicher finden würde. Es hatte sich zu einem kleinen Spiel zwischen ihnen entwickelt. Sie entdeckte die Notizen in ihrer Handtasche, neben der Kaffeemaschine, in ihrem Taschenspiegel oder mit Tesafilm an das Milchkännchen im Kühlschrank geklebt. Einmal fand sie zwei Karten für die Metropolitan Oper in ihrem Portemonnaie – sie waren für eine Aufführung am nächsten Abend gedacht, an dem Matthew geschäftlich nicht in der Stadt sein würde. *Nimm Marcus mit* – stand auf dem beigefügten Post-it-Zettel, womit Annabels Lieblingskollege aus der

Galerie gemeint war, der Opern über alles liebte. »Den musst du behalten«, lautete Marcus' Kommentar, als Annabel ihm die Eintrittskarten zeigte.

In letzter Zeit waren die Geschenke geradezu verschwenderisch geworden. Eine Handtasche, wegen der sie vor einem Schaufenster stehen geblieben war. Ein Paar Ohrringe, die ihr an der Frau eines Kollegen aufgefallen waren. Erst letzte Woche ein Gemälde, das sie auf der Art Basel bewundert hatte. Es war ein kleineres Werk von Marshall Cleve, einem recht unbekanntem Künstler aus Maine. Annabel hatte gut zehn Minuten damit verbracht, es in meditativer Stille zu betrachten. Es zeigte ein Ensemble blauer verschlungener Linien, die sie an Brice Marden erinnerten, einen von Annabells Lieblingsmalern. Brice Marden am Meer gewissermaßen. Es war die Art Bild, die sie selbst in ihrem kleinen Atelier in Montauk versucht hatte zu malen. Wenn auch nur mit mäßigem Erfolg.

»Du hast dich wirklich noch daran erinnert«, sagte sie, als Matthew es ihr überreichte. Ihr blieb vor Rührung die Luft weg.

»Ich finde, es sollte dir gehören«, sagte Matthew. »Du liebst es. Ich konnte es an deinem Blick erkennen, als du es zum ersten Mal gesehen hast.«

»Mir ist selbst nicht so klar, warum. Ich weiß nicht wirklich viel über den Künstler. Es hat mich einfach magisch angezogen.«

»Das nennt man dann wohl Liebe, oder nicht? Diese besondere Verbindung. Das Kribbeln, das du tief in deinem Inneren spürst. So war es für mich, als ich dich das erste Mal gesehen habe. Ich spüre es heute noch, wenn ich dich sehe.«

Annabel zog ihn an sich. »Ja. Das ist Liebe.«

»Weißt du noch, wie ich früher jeden Morgen an deiner Galerie vorbeigelaufen bin, nur um durchs Schaufenster einen Blick auf dich zu erhaschen?«

Annabel lachte. »Und Marcus dachte, dass du ihn anschaust.«

»Ich habe Wochen gebraucht, um den Mut zu finden, hinzugehen und dich anzusprechen. Außerdem habe ich mich natürlich vorab informiert. Über die Künstler, die du vertreten hast. Ziemlich raffiniert, was?«

»Du hast zwar die Kataloge an der Verkaufstheke umgeworfen und Kaffee über der Empfangsdame verschüttet. Aber ja, sehr raffiniert.«

»Ich hoffe ja immer noch, dass du diesen Teil irgendwann vergisst.«

»Aber es ist der Teil, den ich am liebsten mag. Es ist irgendwie niedlich zu sehen, wie ein attraktiver Mann so furchtbar nervös werden kann.«

»Du warst damals eben furchtbar einschüchternd. Mit dem kurzen Haar, ganz in Schwarz gekleidet, dem Tattoo am Handgelenk unter den opulenten Armreifen, die du damals so gern getragen hast. Gott, warst du heiß.«

»Und jetzt bin ich es nicht mehr? Obacht, der Herr.«

»Nein, noch heißer. Und mit jedem Tag mehr.«

»Vermisst du die kurzen Haare?«

Matthew legte den Kopf schräg und musterte sie eingehend. »Manchmal«, sagte er mit einem sanften Lächeln. »Aber so gefällt es mir auch. Die Länge hat etwas Elegantes. Heute steht es dir gut.«

Dann küsste er sie, ließ sie allerdings viel zu schnell wieder

los. »Ich möchte, dass du dieses Gemälde behältst«, sagte er ernst. »Ich weiß, wie viel du aufgegeben hast, um mit mir hier sein zu können. Ich weiß, wie sehr es dir fehlt, von schöner Kunst umgeben zu sein. Einer der Gründe, warum ich diesen Job angenommen habe, war, dass ich dir Kunstwerke kaufen können wollte. Damit du die Stücke besitzen kannst, die du liebst. Deine eigene private Galerie.«

Annabel schwieg einen Moment. Irgendwas an dieser Verkündigung kam ihr falsch vor. Sie hatte es geliebt, Galeristin zu sein. Kunstwerke zu besitzen, war natürlich auch schön, aber es war kein echter Ersatz für ihre Arbeit. »Das ist wirklich lieb von dir, aber ich brauche es nicht unbedingt in meiner Wohnung. Wirklich nicht. Ich hoffe, es war nicht gar so teuer.«

»Nein, war es nicht«, erwiderte er, obwohl Annabel vermutete, dass er log. »Um ehrlich zu sein, ist der Rahmen das Wertvollste daran. Ich will, dass du das weißt. Falls mir mal etwas zustoßen sollte ...«

»Sag doch so was nicht.«

»Ich will einfach nur, dass du es weißt. Der Rahmen ... er birgt einen ganz eigenen Wert. Okay?«

»Er ist atemberaubend«, sagte Annabel, und das stimmte. Sie wusste einen guten Rahmen zu schätzen. Sie fuhr mit dem Finger die Kante entlang. Es handelte sich um dickes, massives Holz, dessen Oberfläche mit Blattsilber veredelt war. Modern und rustikal zugleich unterstrich es die bläulich-grauen Farbtöne des Gemäldes. »Lass es uns übers Bett hängen«, sagte sie lächelnd. »So können wir uns jeden Abend schlafen legen und von Liebe träumen.«

Das Gemälde markierte den Beginn ihres zweiten Jahres

in Genf. Annabel ließ den Jahrestag kommentarlos verstreichen. In den vergangenen zwei Wochen hatte sie sich mehr als nur einmal gefragt, ob das Gemälde ein Bestechungsversuch gewesen war, eine Art Lohn. Denn sie blieben in der Schweiz. Matthew sagte immer wieder, er brauche noch etwas Zeit. Wofür genau, wusste sie nicht. Geld war schließlich im Überfluss da. Zwar noch nicht genug, um sich vollends aus dem Berufsleben zurückzuziehen oder sich das Strandhaus in Montauk leisten zu können, über das sie immer noch sprachen – das mit der umlaufenden Veranda und der Scheune, die zu einem Kunstatelier umgebaut worden war. Aber dennoch besaßen sie mehr, als sie sich je hätten träumen lassen. Wofür also noch mehr Zeit? Wie viel wäre endlich genug?

Annabel sagte sich immer wieder, dass ein bisschen mehr Zeit in Genf nicht weiter schlimm sei – ihr Zuhause war dort, wo Matthew war. Aber in Wahrheit belastete es sie zusehends. Hatte sie schon immer belastet. Genf würde niemals ihre Heimat werden. Annabel langweilte sich, war geradezu lustlos. Sie vermisste ihre Arbeit. Sie wünschte sich Kinder. Sie wollte ihr Leben zurück. Sie konnte nicht auf Dauer in diesem Zustand aufgeschobener Realität leben. Zumindest nicht, ohne irgendwann verrückt zu werden.

Um die Zeit totzuschlagen, bis Matthew nach Hause kam, nahm Annabel ein Buch zur Hand, doch ihr Blick huschte im dämmernden Licht des Spätnachmittags unaufmerksam über die Seiten und schweifte dabei immer wieder zu ihrem Handy. Es war ein Thriller über eine Ehefrau, die auf dem Nachhauseweg von der Arbeit verschwindet. Sie hatte das Gefühl, es schon millionenfach gelesen zu haben; ein weiteres dieser

Bücher mit dem Wort *Mädchen* im Titel und einer unglaublichen Erzählerin. Sie konnte sich die Namen der Figuren partout nicht merken. Warum hatte Matthew nicht angerufen? Das sah ihm gar nicht ähnlich. Sollte es noch später werden, würde sie allein zur Party der Klausers gehen müssen. Dabei fühlte sich Annabel bei den Klausers mit ihren uniformierten Angestellten und ihren steifen Freunden, von denen die meisten Jahrzehnte älter waren als sie, nie so recht wohl. Matthew wusste das. Normalerweise nahm er Rücksicht darauf. Er würde sie nie bitten, alleine zu dieser Party zu gehen. »Wenn Jonas nicht mein Chef wäre ...«, sagte er dann immer mit einem entschuldigenden Lächeln. Doch er beendete den Satz nie. Jonas Klauser war nicht einfach nur Matthews Vorgesetzter. Er war der Chef der Swiss United, der größten Bank der Schweiz. Er war Matthews Patenonkel. Er war der Grund, weshalb sie überhaupt in Genf waren. Und solange sie hier waren, mussten die Werners sich mit den Klausers gutstellen. »Es ist nur geschäftlich«, sagte Matthew. Aber inzwischen war alles in Matthews Leben geschäftlich geworden.

Die Kirchenglocken läuteten. Annabel legte ihren Roman beiseite. Die Ehefrau wurde nun schon seit zehn Tagen vermisst, aber Annabel kümmerte es nicht, was mit ihr geschehen war. Sie machte sich nicht die Mühe, die Seite zu markieren, an der sie stehen geblieben war; sie hatte seit Ewigkeiten kein Buch mehr zu Ende gelesen. Die Terrassen der benachbarten Wohnungen waren leer; den meisten Leuten war es zu kalt, um draußen zu sitzen, selbst mit Heizstrahlern. Doch Annabel mochte die Kälte. Sie sorgte dafür, dass sie sich wach und lebendig fühlte. Ein frischer Wind kam auf und trieb

ihr die Tränen in die eisblauen Augen. Langsam rieselte der Schnee vom dämmernden Abendhimmel. Die Party fing an. Falls es ein Missverständnis gegeben hatte, wenn sie Matthew bei den Klausers treffen sollte, würde sie ihn mit ihrem Zuspätkommen in Verlegenheit bringen. Und Annabel hasste es, Matthew in Verlegenheit zu bringen. Damals, als sie noch in den Staaten lebten, hatte er ihre Unpünktlichkeit charmant gefunden – der unkonventionelle Reiz, mit einer Galeristin aus der City auszugehen, statt mit einem der Mädchen der höheren Gesellschaft aus der Upper East Side, mit denen Matthew vor Annabel zusammen gewesen war. Die Fegefeuer-Blondinen, wie Annabel sie nannte, nach den spindeldürren Frauen in *Fegefeuer der Eitelkeiten*. Matthew, der seinerseits in der Upper East Side aufgewachsen war, schien sie alle zu kennen: die Lindseys und die Bitsys und die Kicks. Und natürlich auch die mit den noblen Familiennamen: Lennox und Merrill und Kennedy. Mädchen, die dazu erzogen worden waren, höfliche Dankeschreiben auf graviertem Briefpapier zu verfassen und auf überaus mondäne, jedoch nicht nachlässige Weise zu spät zu kommen, so wie Annabel es oft tat. Hier in Genf allerdings ärgerte sich Matthew über ihre Unpünktlichkeit, vor allem, wenn sie sich mit jemandem von der Bank trafen. Es war ja nicht so, als hätte sie einen triftigen Grund, zu spät zu kommen. Sie hatte keine Arbeit. Keine Kinder. Und bis auf Julian auch keine Freunde. Sie konnte es nicht riskieren. Und schon schlüpfte sie wieder in die Pumps.

Die Klausers lebten in Cologny, einem Vorort nordöstlich der Innenstadt mit gewundenen Straßen und weitläufigen Grünanlagen. Sie unterhielten auch eine Wohnung in der Stadt, für die Abende, in denen Jonas Überstunden

machte (oder, wie Annabel vermutete, sich mit seiner Geliebten vergnügte – einer drittklassigen französischen Schauspielerin, die er in Cannes kennengelernt hatte und mit der er ganz unverhohlen eine Affäre hatte, während seine Frau reiten ging oder die Pariser Modenschauen leer kaufte); allerdings empfingen sie dort niemals Gäste. Warum sollten sie auch, wenn doch ihr Chalet – Château hätte es wohl eher getroffen – über einen Neun-Loch-Golfplatz, Tennisplatz, Pool sowie eine Garage mit zehn Stellplätzen für Jonas' Autosammlung verfügte? Von ihrer Kunstsammlung hielt Annabel nicht viel – auffälliges, protziges Zeug mit Wiedererkennungswert, genau die Art von Sammlung, die ein Kunstberater einem Kunden ohne Geschmack und finanzielles Limit aufschwätzen würde –, aber sie war unfassbar teuer. Und damit eindrucksvoller als das, was die etablierten New Yorker Galerien an einem guten Tag zu bieten hatten, dachte Annabel. In fast jedem Zimmer befand sich mindestens ein Meisterwerk mit großem Namen: hier ein Damien Hirst, dort ein Jasper Johns. Die grässliche Botero-Skulptur einer übergewichtigen Frau, die sich auf einer Chaiselongue rekelte, war mitten im Wohnzimmer platziert worden. »Sie könnten genauso gut das Haus mit Geldscheinen tapezieren«, hatte Annabel nach ihrem ersten Besuch zu Matthew gesagt. »Sie müssen reicher sein als Gott, um sich eine solche Sammlung leisten zu können.«

Was allerdings Annabel noch eindrucksvoller fand als die Kunstsammlung, war die unverstellte Aussicht auf die Alpen und den Gipfel des Mont Blanc. Auch wenn sie mittlerweile mehr als ein Dutzend Mal bei den Klausers gewesen waren, ließen diese schneebedeckten Gipfel im Hintergrund sie

immer noch vor Ehrfurcht verstummen. Es war ein Anblick wie von einer Postkarte, ein Bild aus einem Märchenbuch. Sie konnte kaum glauben, dass eine solche Aussicht tatsächlich real war. Der Himmel war so blau, der Schnee kristallrein und die Konturen der Berge derart präzise gezeichnet, dass es aussah, als wäre es irgendwie digital nachbearbeitet worden. Tatsächlich vermittelte alles, was mit den Klausers zu tun hatte, diesen künstlichen Eindruck. Zum Beispiel Elsa Klausers selbst. Sie behauptete von sich, die Tochter eines niederen österreichischen Adligen zu sein – eines Burggrafen oder etwas ähnlich Lächerliches. Annabel vermutete, dass es sich dabei um eine Erfindung handelte, einen sorgfältig aufpolierten Stammbaum, den Elsa sich zugelegt hatte, nachdem sie sich Jonas Klausers geangelt hatte. Es wollte nicht so recht zu ihren etwas zu großen Brüsten, dem platinblonden Haar und dem undeutlichen, nicht eindeutig zuzuordnenden Akzent passen. Sie trug die richtigen Klamotten – Loro Piana, Chanel, Brunello Cucinelli –, aber ihre Lederhosen waren stets einen Tick zu eng, die Röcke zu kurz, und ihr Dekolleté gewährte viel zu tiefe Einblicke für eine Dame von angeblich adliger Herkunft. Sie hüllte sich das ganze Jahr über in Pelzmäntel, selbst im Sommer. »Wie eine Figur aus *Game of Thrones*«, hatte Matthew mal gespöttelt, nachdem er zu viel Wein getrunken hatte. Doch das spielte jetzt ohnehin keine Rolle mehr – die Klausers gehörten einer anderen Art von Adel an. Und in dieser Welt der geheimen Bankkonten und verborgenen Vermögen war Jonas Klausers der unangefochtene König.

Im Gegensatz zu seiner Frau gebärdete er sich im Übrigen tatsächlich wie ein geborener Aristokrat. Er hatte die Gabe, sich an die Namen sämtlicher Kinder, Eltern, Ehegatten

und Geliebten seiner Gesprächspartner zu erinnern – selbst wenn er einen nur flüchtig vor Jahren auf einer Cocktailparty getroffen hatte, auf der man der unbedeutendste Gast im Raum war. Er konnte sich gleichermaßen gut über Kunst, Weine, Parasailing oder das Sammeln von Briefmarken unterhalten – einfach alles –, und dies darüber hinaus in fünf verschiedenen Sprachen, die er fließend beherrschte. Er war, wie Matthew einmal bemerkte, ein wahrer Gentleman-Banker. Wann immer er über Jonas sprach, war seine Stimme voller Ehrfurcht. Während ihrer ersten Woche in Genf hatten die Klausers eine Willkommensparty für Matthew und Annabel im Skopia arrangiert, einer renommierten Galerie, die Schweizer Künstler förderte. Jonas hatte Annabel beim Arm genommen und sie einer bunten Truppe lokaler Kuratoren, Galeristen und Künstler vorgestellt. Er wolle, dass sie sich willkommen fühle, hatte er gesagt. Matthew sei Teil der Familie, und nun gehöre auch sie dazu. Falls es etwas gebe, was er tun könne, damit sie sich in Genf zu Hause fühle, müsse sie es ihm lediglich sagen.

Annabel rief Armand an, den Chauffeur. Sie kritzelte rasch eine Notiz auf eine Serviette und legte sie auf der Konsole im Foyer ab, wo Matthew sie sicher sehen würde. Matthew bewahrte alle ihre Notizen und Briefchen in einer Schachtel in seinem Kleiderschrank auf. Selbst diejenigen, die man getrost wegwerfen konnte und die eilig auf Quittungen, Servietten oder Kinotickets geschrieben waren, die Annabel in der Eile aus den Untiefen ihrer Handtasche hervorgekramt hatte. Annabel hatte das erst nach ihrer Hochzeit herausgefunden und fand es noch immer schrecklich romantisch von

ihm. Seit sie wusste, dass alle ihre Notizen aufgehoben wurden, achtete sie mehr auf ihre Handschrift. Manchmal fertigte sie eine kleine Zeichnung dazu an, da sie wusste, dass sie ihm ein Lächeln entlocken würde. Sie hatte in den letzten Jahren ein Talent für neckische Zeichnungen entwickelt.

Heute jedoch würde es keine Zeichnung geben. Sie unterschrieb mit *Kuss, A.* Das war zwar weniger liebevoll als *In Liebe, deine A.*, wie sie sonst oft schrieb, aber immer noch netter als nur *A.* Wehe, er hat keine gute Entschuldigung parat, dachte Annabel. Wehe, er ist mit Zoe unterwegs.

Als sie aufmachte, holte Annabel erschrocken Luft. Zwei Männer standen im Flur vor ihrer Wohnung. Einer hatte einen Aktenkoffer in der Hand. Beide in Anzug und Mantel und mit ernster Miene. Ihre Wangen waren von der Kälte gerötet, das Haar feucht vom Schnee.

»Annabel Werner?«, fragte der Mann mit dem Aktenkoffer. Er sprach ihren Namen mit dem Anflug eines deutschen Akzents aus. Seine dunklen Augen blinzelten sie durch die Gläser einer randlosen Brille hindurch an.

»Ja?«

»Es tut mir leid, wenn wir sie erschreckt haben.« Er griff in die Brusttasche seines Mantels und zog einen Ausweis hervor, den er ihr vors Gesicht hielt. Sein Kollege tat das Gleiche. »Mein Name ist Konrad Bloch, ich bin von der Fedpol, dem Bundesamt für Polizei. Das ist mein Kollege, Phillip Vogel. Dürfen wir eintreten? Wir haben etwas Persönliches mit Ihnen zu besprechen.«

Bevor Annabel antworten konnte, vibrierte ihr Handy. »Ich muss da rangehen«, sagte sie. »Wenn Sie mich einen Augenblick entschuldigen?«

Bloch nickte, machte aber keinerlei Anstalten beiseitezutreten. Stattdessen spürte sie, wie er sie eindringlich musterte, als sie ihr Handy aus der Handtasche hervorkramte.

Es war nicht Matthew.

»Hallo? Ja, ich bin gleich unten. Könntest du kurz warten ...?« Sie legte die Hand über das Telefon. »Es ist der Chauffeur. Ich bin gerade auf dem Sprung. Vielleicht könnten Sie ein andermal kommen, um ...?«

»Mrs. Werner, wir müssen wirklich dringend mit Ihnen sprechen. Ich schlage vor, Sie schicken den Chauffeur wieder weg.«

In der Wohnung bedeutete Annabel den Männern, sich zu setzen. Sie überlegte, ob sie ihnen Wasser oder Kaffee anbieten sollte, entschied sich aber dagegen; sie wollte, dass sie so schnell wie möglich wieder verschwanden. Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Schnee sammelte sich auf den Fenstersimsen. Die Straßen nach Cologny würden nur ein langsames Vorankommen erlauben. Die Männer zogen ihre Mäntel aus. Annabel behielt ihren an, als sie sich auf den Rand des Sofas setzte. Eigentlich war es in der Wohnung viel zu warm für einen Pelzmantel, und sie spürte, wie ihr bereits schwummerig wurde.

Sie grub einen Nagel in die trockene Haut ihres Daumens und sah zu, wie ein Blutstropfen herausquoll und ihre sorgfältige Maniküre ruinierte. Matthew hasste es, wenn Annabel an ihrer Nagelhaut herumzupfte. Er nahm dann ihre Hände in seine und inspizierte sie zärtlich, wobei er zusammenzuckte, wenn er Blut entdeckte, als habe sie ein unbezahlbares Kunstwerk beschädigt.

»Mrs. Werner«, begann Bloch, »das Flugzeug Ihres Mannes aus London ist nicht wie vorgesehen gelandet. Wir glauben, dass es über den Alpen abgestürzt ist.«

Annabel starrte ihn ausdruckslos an.

»Es wird im Gebirgsmassiv der Bauges danach gesucht, östlich von Chambéry. Allerdings herrscht dort ein heftiger Schneesturm, was die Suche verkompliziert. Auf dem Mont Trélod wurden allerdings Wrackteile gesichtet, von denen wir annehmen, dass sie zu dem Flugzeug gehören.«

Annabel legte angestrengt die Stirn in Falten, während sie versuchte, die Worte zu begreifen.

»Nein«, sagte sie nach einer langen Pause. Sie schüttelte den Kopf. »Das ist unmöglich. Mein Mann war geschäftlich in Zürich. Da muss ein Fehler vorliegen.«

»Ihr Ehemann ist Matthew Steven Werner?«

»Ja.«

»Angestellter der Swiss United Bank.«

Draußen kreischte eine Sirene. Annabel wartete, bis der Lärm sich gelegt hatte, bevor sie antwortete. Die Sirenen hier in Genf machten sie nervös. Sie klangen so anders als die in New York. Sie waren nicht einfach nur laut, sondern hörten sich geradezu unheimlich an – wie das Heulen eines Hundes oder ein Hilfeschrei.

»Ja, da arbeitet er.«

»Er wurde als zweiter Passagier an Bord eines Privatfliegers aufgeführt, der heute Morgen vom Northolt Airport in London abgeflogen ist. Seine Ankunft am Genfer Flughafen war auf 08:20 Uhr angesetzt. Bei dem anderen Passagier handelte es sich um eine Frau namens Fatima Amir. Das Flugzeug gehörte ihr.«

Annabel schüttelte den Kopf. Sie hatte noch nie zuvor von einer Fatima Amir gehört. »Das ist unmöglich«, wiederholte sie. »Matthew war in Zürich. Zu einer externen Tagung seiner Bank, die einmal im Quartal stattfindet. Ich habe erst gestern Abend mit ihm gesprochen.«

Doch gleich nachdem sie es gesagt hatte, wurde ihr klar, dass das nicht stimmte. Es war schon zwei Abende her, dass sie mit Matthew gesprochen hatte. Er sei im Büro. Er habe direkt nach dem Meeting einen Zug nach Zürich gebucht, sagte er. Er würde rechtzeitig zur Party der Klausers wieder zu Hause sein. Er klang gehetzt, ja sogar etwas barsch. Sie konnte im Hintergrund Stimmen hören und wusste, dass sie nicht seine volle Aufmerksamkeit hatte. Als sie deshalb vorschlug, zu einem späteren Zeitpunkt zu telefonieren, um ungestört miteinander reden und Gute Nacht sagen zu können, hatte er zögerlich reagiert, was sie ärgerte. Sie hatte schnippisch reagiert, hatte gesagt, dass es sich mittlerweile anfühle, als ob er überhaupt nicht mehr zu Hause wäre. Woraufhin er erwidert hatte, dass er es hasste, getrennt von ihr zu sein – mehr als sie es sich vorstellen könne. Dass er aber bald zu Hause wäre, dass er immer zu ihr nach Hause zurückkehren würde. Er hatte sie geradezu genötigt, es zu wiederholen: *Du weißt doch, dass ich immer wieder zu dir zurückkommen werde, nicht wahr? Sobald es mir möglich ist? Sag mir, dass du das weißt.*

Ja, natürlich, hatte sie gesagt. *Das weiß ich.* Es hatte die Kränkung etwas gemildert, wenn auch nur geringfügig. Seitdem hatte sie nichts mehr von Matthew gehört.

Annabel erwähnte Bloch gegenüber nichts davon. Was die Hauptsache anging, irrte sie sich nicht; und die lautete, dass Matthew in Zürich und nicht in London gewesen war. Des-

sen war sich Annabel absolut sicher. Ja, Matthew hatte seine Fehler, aber Unehrllichkeit gehörte nicht dazu. Plötzlich hatte sie das Gefühl, ihren Mann beschützen zu müssen. Sie wollte nicht, dass diese fremden Männer Matthew für einen dieser Kerle hielten, die ihre Frauen nicht anriefen, wenn sie auf Geschäftsreise waren. Das Klischee eines amerikanischen Bankers, der sich nur darum sorgte, möglichst viel Geld zu scheffeln, sich jedoch keinen Deut für seine Familie interessierte. Doch so war Matthew nicht.

»Vielleicht gab es ein Missverständnis. Oder eine kurzfristige Planänderung. Es tut mir wirklich sehr leid, Mrs. Werner.« Bloch sagte das mit einer Bestimmtheit, als sei jeglicher Irrtum seinerseits ausgeschlossen. Annabel sah zu seinem Kollegen Vogel. Auch der blickte sie voller Anteilnahme an. Erst da verstand sie, was hier geschah. Diese Männer waren hier, um ihr zu sagen, dass Matthew tot war.

»Da muss ein Fehler vorliegen«, wiederholte Annabel. Sie musste die Worte förmlich zwingen, ihren Mund zu verlassen. Ihre Kehle schnürte sich zusammen, sodass es ihr schwerfiel, überhaupt zu reden oder zu atmen. »Nicht wahr? Ihnen ist doch sicher ein Fehler unterlaufen?«

»Mrs. Werner, die Wahrscheinlichkeit, dass jemand einen solchen Absturz überlebt, ist extrem gering. Wir gehen in diesem Fall leider nicht davon aus. Wir verstehen, dass es sehr schwer ist, das zu hören. Können wir jemanden für Sie anrufen? Jemanden aus Ihrer Familie vielleicht?«

»Matthew ist meine Familie. Ich habe niemanden sonst.«

Später erinnerte sich Annabel nicht mehr daran, was als Nächstes geschah. Nur dass sie geschrien hatte, als sie auf die Knie fiel.

